

frühmorgendlichen Spaziergängern steht, die atemlos die Aussicht kommentieren, aber das ist für sie nicht interessant. Was sie interessiert, liegt hinter ihrem Rücken, und sie dreht sich um, ostwärts, Richtung Sibbo, wo sie nicht mehr sehen kann als ein beinahe ununterbrochenes Band aus Wäldern.

Dort liegt die alte Gemeindegrenze, die erst vor ein paar Jahren verlegt wurde und einen beträchtlichen Teil der ländlichen Nachbargemeinde schluckte. Sie ist verblüfft, dass es so unberührt aussieht. So unschuldig. Als würde sich dort unten überhaupt nichts verbergen, unter diesen schützenden Baumkronen. Sie atmet aus. Holt das Fernglas aus der Tasche. Sucht eine Weile, bevor sie die Ziegeldächer findet, die durch die Kiefernzweige schimmern. Sie schaut genauer hin, und plötzlich rückt alles so nah, es kommt ihr vor, als würde sie durch Zeit und Raum in einen Garten versetzt werden, an den sie sich noch so gut erinnern kann, ein weißes Haus mit einem roten Dach, ein Mädchen und ein Junge, die um die Garage rennen, immer auf den Beinen, immer auf der Flucht, und dann lässt sie das Fernglas sinken. Die roten Dächer verschwinden. Werden wieder vom Wald verschlungen. Sie schluckt, hebt den Feldstecher erneut an die Augen und betrachtet sie weiter.

Später ruft sie Henrika an. Während das Freizeichen ertönt, überlegt sie es sich anders und will schon wieder auflegen, doch dann überlegt sie es sich noch einmal anders, und so geht es ein paar Mal hin und her, aber sie unterdrückt letztlich den Impuls, den Anruf wirklich abubrechen. Die Stimme, die sich schließlich meldet, klingt spröde und heiser, als wäre ihre Mutter gerade erst aufgewacht, obwohl es sechs Uhr abends ist.

»Hallo?«

Robin macht den Mund auf. Einen Augenblick glaubt sie, dass ihre Stimme überhaupt nicht funktionieren wird, und sie muss unvermittelt an Lauras Stummheit denken, wie die Sprache das Mädchen unfreiwillig verlassen hatte und wie schwer es gewesen war, sie wieder zurückzulocken.

»Hallo? Wer ist da?«, fragt Henrika, und Robin befeuchtet sich die Lippen mit der Zunge.

»Hallo, Mama. Ich bin's. Stör ich grade?«

Schweigen. Atemzüge in der Leitung. Ein Rascheln, als würde Henrika sich den Hörer fester ans Ohr drücken.

»Robin, bist du das?«

Robin stößt mit einem lang gezogenen Seufzer die Luft aus den Lungen. Wer sollte es denn sonst sein? Von den zwei Kindern, die Henrika gehabt hat, ruft heute nur noch Robin an.

»Ja, Mama. Ich bin's. Wie geht's dir?«

Nach dem Telefonat sitzt Robin eine Weile mit dem Telefon in der Hand auf dem Sofa. Ihr Blick ruht auf dem Glastisch vor dem schwarzen Fernseher, während sie das Telefonat mit ihrer Mutter noch einmal Revue passieren lässt. Sie hatte so alt geklungen. Als wäre sie in den vergangenen zwölf Monaten um mindestens zehn Lebensjahre gealtert. Sie sprechen ein paar Mal pro Jahr, aber an diesem Tag ruft Robin grundsätzlich an. Immer am gleichen Datum. An dem Tag, an dem Lukas starb, siebzehn Jahre ist das mittlerweile her. Diesmal kam es ihr so vor, als hätte Henrika es vergessen. Sie wirkte verwirrt, vielleicht sogar betrunken, aber da war noch etwas anderes, worauf Robin nicht recht den Finger legen konnte. Sie beißt sich auf die Lippen, während sie überlegt. Dann wird es ihr plötzlich klar, und ihre Hand, die am Telefon herumgespielt hat, erstarrt. Ihre Mutter hatte sich verängstigt angehört. Sie hatte versucht, es zu

verbergen. Die Stimme neutral zu halten. Doch Robin kannte diese Tonlage. Die Lügen, die sich darunter versteckten. Glaubte Henrika wirklich, dass Robin es vergessen hatte? Meinte sie, Robin so leicht hinters Licht führen zu können?

Robin sieht das weiße Haus vor ihrem inneren Auge. Auf einmal ist sie in den Flur mit dem dicken Teppich versetzt. Sahnfarben und weich schluckte er jedes Geräusch schleichender Schritte, und Robin war gut im Anschleichen. Stimmen, die sich Mühe gaben, leise zu bleiben, hatten sie vom Wohnzimmer zum Schlafzimmer gelockt. Sie hatte Heimlichkeiten gewittert, und sie konnte die beiden sehen, ihn und sie.

Er saß mit gesenktem Kopf auf dem Bett. Sein langes, blondgelocktes Haar verbarg sein Gesicht. Henrika saß vor ihm auf dem Boden und hielt seine Hände fest umklammert. Lukas trug ein weißes T-Shirt, seine schmalen Schultern zuckten. Robin hielt den Atem an. Sie wollte zu ihm gehen und musste die Lippen zusammenpressen, um sich nicht von seinem Weinen anstecken zu lassen. Während er heiser schluchzte, drückte sie sich an die Wand, um nicht entdeckt zu werden. Sie hatte das Gefühl, dass sie da etwas Verbotenes beobachtete und dass sie die Sache noch schlimmer machen würde, wenn sie sich zu erkennen gab. Das Zimmer war kaum beleuchtet. Kleine Wandlampen aus Glas mit Blumenmuster. Helle, lachsrosa Tapeten, perfekt abgestimmt auf den seidenen Bettüberwurf und die Teppiche. Henrika strich Lukas über Haar und Wangen. Hob sein Gesicht mit der Hand an.

»Ich will nicht, Mama«, sagte er. Seine Stimme war brüchig und klang verschleimt.

Sie beruhigte ihn, als wäre er ein kleines Kind, obwohl er bereits sechzehn war.

»Pscht, mein Liebling, pscht, pscht.«

Er verbarg die Augen mit einer Hand, und sie nahm seinen Kopf in den Arm. Wiegte ihn vor und zurück.

Robin wusste nicht, was sie denken sollte. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie ihren Bruder zum letzten Mal hatte weinen sehen. Jedenfalls nicht, seitdem sie sich als Kinder geprügelte hatten oder auf dem kiesbestreuten Hof irgendwelche wilden Spiele mit dem Fahrrad aufgeführt hatten. Henrika tat nichts, um ihn zum Schweigen zu bringen. Sie wiegte ihn nur weiter in den Armen, und das Letzte, was Robin hörte, bevor sie wieder davonschlich, war Henrikas wiederholtes »Pscht, mein Liebling, pscht, pscht.«

Zwei Tage später war Lukas fort. Er war in die USA geflogen, um eine Weile bei ihrem Vater Antero zu wohnen.

Antero war nach der Scheidung nach Kalifornien gezogen, damals war Robin drei. Lukas war fünf. Zwei Jahre später hatte Henrika wieder geheiratet, Olof Löfvenbergh, und Antero, der sich niemals sonderlich für Robin oder Lukas interessiert hatte, war in den hintersten Winkeln ihrer Erinnerung verschwunden. Ein paar Jahre machte er noch durch eine Geburtstagskarte, ein bisschen Geld zu Weihnachten auf sich aufmerksam, dann hörte auch das auf.

Kurz nachdem Henrika Olof kennengelernt hatte, zogen sie zusammen in seine Villa im Wald, in die neue Siedlung, die zu dieser Zeit noch nicht mehr war als eine Handvoll Einfamilienhäuser und aufgebuddelte Sandhaufen, die später verkauft werden sollten. Die Fichten, die ihre dichten Zweige zwischen den Häusern schwanken ließen, trennten die Häuser voneinander und verhinderten jegliche Einblicke. Die Gegend war wie geschaffen für Abenteuer und Geheimnisse, und als Robin und Lukas zum ersten Mal auf der Ausfahrt aus dem Auto stiegen, waren sie ganz stumm und brachten den Mund nicht mehr zu, während sie die Baumwipfel bestaunten, die hoch über ihren Köpfen aufragten.

Olof war ein Gründertyp. Er hatte sein erstes Geld als Immobilienmakler für die Firma seines Vaters verdient. Wie sich herausstellte, war er der geborene Verkäufer. Die Provisionen stiegen, und nachdem er ausreichend Startkapital zusammengekratzt hatte, nahm er einen kleinen Kredit auf und kaufte ein paar halbfertige Häuser auf, die von ihren bis über beide Ohren verschuldeten Eigentümern aufgegeben werden mussten. Mithilfe seines Kapitals stellte er die Häuser fertig, und es gelang ihm, sie zu einem so guten Preis zu verkaufen, dass er sich mit mehreren zigtausend Gewinn an sein nächstes Projekt machen konnte. Danach war er schuldenfrei und damit auch bereit, größere Risiken einzugehen. Er erarbeitete sich rasch ein Vermögen, das ihn innerhalb von sieben Jahren auf die Liste der hundert bestverdienenden Privatpersonen Finnlands brachte. Doch Olof Löfvenbergh war kein gewöhnlicher Unternehmer. Er war ein Visionär. Nach und nach begann er, unerschlossenes Land in Hauptstadtnähe zu kaufen und die Häuser selbst bauen zu lassen. Das stellte sich langfristig als viel gewinnbringender heraus, weil er selbst über die Materialkosten bestimmte, und zu diesem Zeitpunkt wusste er, wie man gewisse Bestimmungen unterlaufen und von wo man die billigsten Arbeitskräfte importieren konnte. Neun Jahre nachdem er als privater Unternehmer begonnen hatte, hatte er ein zehn Hektar großes Gebiet in der Gemeinde gekauft, die an Helsingfors angrenzte. Man schrieb in den Zeitungen darüber, weil er bereit gewesen war, einen ungewöhnlich hohen Preis dafür zu zahlen – gerade wenn man sich vor Augen hielt, dass das eigentlich alles nur wertlose Waldgrundstücke waren. Und dieser Wald warf im Grunde nicht mal richtiges Nutzholz ab, so zugewuchert und verwachsen und steinig war er. Man hatte ihn ausgelacht. Er bezahlte dafür, dass die Krähen den Blick aufs Meer genießen konnten, sagte man.

Ein paar Jahre später lachte keiner mehr über Olof Löfvenbergh. Die Stadt hatte sich in Richtung Osten ausgedehnt, und schon bald war Olofs wertloses Waldgrundstück mit Meerblick eine der begehrtesten Wohngegenden, in die die neureichen Familien mit kleinen Kindern zogen, wenn sie dem Lärm und den Abgasen der Großstadt entfliehen wollten, um stattdessen in luxuriösen Landhäusern zu wohnen, keine halbe Stunde Autofahrt vom Stadtzentrum entfernt. Olof parzellerte und verkaufte, und als er damit fertig war, lag er auf Platz 25 in der Rangliste der reichsten Finnen. Doch schon bald sollte sich herausstellen, dass Olof unersättlich war. Soviel er auch hatte, er wollte immer noch mehr, und Olof brachte seine Henrika mit den zwei Bonuskindern in die Gegend an der Gemeindegrenze, und dort rannten die beiden vergnügt quietschend zum Strand hinunter, um aufs Meer zu schauen, während hinter ihnen die Autotüren zuschlugen, mit einem dumpfen Laut, der vom Wind fortgetragen wurde und den Kiefernwald seufzen ließ.

## 3. Kapitel

Der Vråkören liegt auf einer Landzunge, die früher einmal eine Insel gewesen ist. Im Laufe der Jahre hat die Landhebung sie ans Festland angeschlossen, aber der Boden zu beiden Seiten der Straße, die in die Gegend führt, ist immer noch sumpfig und feucht.

In den letzten zehn Jahren ist der zugewucherte Wald, der die Gegend früher beherrschte, größtenteils verschwunden und die Fläche bebaut worden. Die Häuser stehen auf Grundstücken, die durch niedrige Holzzäune voneinander getrennt sind, welche wiederum farblich auf das abgestimmt sind, was sie einzäunen. Die Abstände zwischen den Häusern sind zwar groß genug, um einem das Gefühl von Ellbogenfreiheit zu geben, aber trotzdem noch nah genug, um sich nicht einsam fühlen zu müssen. Das Gelände ist immer noch leicht hügelig, und die unterschiedliche Höhe der Hügel ermöglicht den meisten einen Blick aufs Meer. Die Straßen sind beleuchtet und haben Namen mit maritimem Charakter: Schotgasse, Kapitänsbogen, Relingsweg, Steuermannsstieg, Stromlinie, Matrosenstieg ...

Robin fährt langsam über die gewundenen Straßen. Nicht mal wenn sie wollte, könnte sie schnell fahren. Die Fahrbahnhindernisse zwingen sie in regelmäßigen Abständen zum Bremsen, für den Fall, dass die scharfen Kurven ihre Geschwindigkeit noch nicht genug gesenkt haben. Die massiven Steinschlösser türmen sich auf der linken Seite über ihr auf. Sie starren mit ihren großen dunklen Panoramafenstern übers Meer, das rechts von der Straße liegt. Die Rasenflächen sind penibel gepflegt. Die ganz Kreativen haben die Natur des Schärengartens zu einem Teil ihrer künstlichen Gartenlandschaft gemacht. Die Klippen, die zwischen den Grünflächen hervorleuchten, sind blitzblank geputzt und von allem gereinigt worden außer Moos – als hätte man den Fels geschleutert, gewaschen und sterilisiert. Alles, was das Auge stören könnte, ist entfernt worden. Das wilde Wacholdergestrüpp, das in den Felsspalten wächst, ist zurückgestutzt und zu perfekten Speerspitzen getrimmt worden.

Die Architektur variiert. Einklemmt zwischen den Klippen stehen minimalistisch anmutende, weiße, würfelförmige Häuser, die aussehen wie Pappkartons mit runden Bullaugen. Die Strandgrundstücke werden von pompösen herrschaftlichen Villen dominiert, die ein eher traditionelles Oberschichtengepräge tragen. An der schönsten Wegbiegung, die direkt am Strand vorbeiführt, hat sich der Eigentümer offenbar gedacht, wenn er für die Aussicht schon bezahlen muss, dann sollte er auch als Einziger ein Recht darauf haben, sie zu genießen. An der Straßenseite wurde ein hoher Zaun errichtet, der fast jeden Einblick unmöglich macht, aber stellenweise wurden Lücken gelassen, sodass jeder, der hier vorbeikommt, irgendwie doch noch mitbekommt, wie herrlich es die Leute auf der anderen Seite des Zaunes haben. Robin muss grinsen, als sie an dem Zaun mit den Gucklöchern vorbeifährt. Sie bemerkt einen kleinen Pfad, der nach unten führt, fast bis zum Schilfgürtel am Ufer, und an einer Art Aussichtsplatz endet, der groß genug ist, um sich mit dem Auto dort hinzustellen. Dann beschreibt die

Straße eine Kurve, und Robin muss das Bremspedal durchtreten, um nicht das ältere Paar niederzumähen, das dort seine zwei kleinen weißen Terrier Gassi führt. Sie werfen ihr giftige Blicke zu, und Robins Puls rast, als sie weiterfährt.

Auf dem letzten Straßenstück werden die weißen Häuser von hellrosafarbenen, blauen und gelben abgelöst. Im Vorgarten hat man hier römische Götterskulpturen stehen, Freiheitsstatuen, Springbrunnen, Whirlpools, Teiche mit Seerosen, kleine Tennisplätze und große Trampoline für die Kinder. Manche von den Häusern haben Erker und Zinnen, nach dem Vorbild der windgepeitschten, halb verfallenen Herrenhäuser auf den Schäreninseln. Bei fast allen parken mindestens zwei Autos auf dem kleinen Vorhof, der meistens mit irgendeiner ausgeklügelten Außenbeleuchtung ausgestattet ist, um die winterliche Dunkelheit und das damit verbundene Sternenlicht auf sichere Distanz zu halten. Zwischen den Siedlungen hat man Abstand gelassen, dort breitet sich das Sumpfland aus und atmet Nebelschwaden.

Robin kann sich noch an die Herbstabende ihrer Kindheit erinnern. Der Nebel schwebte zwischen den Hügeln wie Milch, wie das Meer, das dort früher einmal wogte. An ihrem Strand lagen zwei Bootswracks, die Überreste alter Segelboote, die man versenkt und zum Verwittern hatte liegen lassen, keine dreißig Meter vom Strand entfernt. Als sie damals versenkt wurden, mussten sie ein ganzes Stück weiter vom Ufer entfernt gewesen sein. Aber als sich das Meer langsam zurückzog, stiegen die Wracks allmählich aus ihrem wassergefüllten Grab hoch, wie ein Memorandum, dass die Zeit manchmal auch enthüllen kann, was man schon für begraben hielt. Robin fürchtete sich damals vor den Wracks, wenn sie sich in der Dämmerung vor der hellblauen Wasseroberfläche abzeichneten. Sie sahen aus wie die Skelette von gestrandeten Walen. Sie sind immer noch da, eine Kuriosität, die der Aussicht aus den Wohnzimmern eine etwas bizarre Note verleiht. Etwas, worüber man reden kann, um das Eis zu brechen, wenn die Gäste auf den italienischen Ledersofas Platz genommen haben.

Wo keine Bebauung und kein Sumpfland ist, ist Wald. Es ist kein schöner Wald, und auch kein besonders praktischer. Er ist fast genauso zugewuchert und verwachsen wie damals, als Olof Löfvenbergh beschloss, ihn aufzukaufen. In diesem Wald gibt es nichts anderes als bloßes Gelände. Man kann keine Beeren pflücken. Keine Pilze sammeln. Er steht da nur, weil man irgendwann entschieden hat, dass er da stehen bleiben darf. Im Übrigen schützt er sogar ein wenig vor dem Lärm der Landstraße. Er schirmt ab, signalisiert, dass die Welt auf Abstand gehalten werden soll, und schafft so die perfekte Illusion. Niemand würde glauben, dass man sich hier in der Landeshauptstadt befindet. Wenn man mitten in diesem Wald steht und sich umschaute, kann einem sogar ein bisschen mulmig werden. Er mag ja nutzlos sein, aber dicht ist er auf jeden Fall. Und dunkel. Manchmal wirkt er geradezu undurchdringlich. Es geschieht nicht selten, dass man seine Schritte beschleunigt, um schneller wieder herauszukommen, wenn man an einem eiskalten, rauen Abend allein den Hund ausführt, kurz bevor der Schnee kommt, der alles ein bisschen heller macht.

Als Robin das Wohngebiet verlässt, fährt sie die Hauptstraße weiter entlang und erreicht den Strand. Dort befindet sich der Kaufladen der Siedlung. Er gehört der alten Großhändlerdynastie Vinqvist und lag früher auf einer der nahe gelegenen Inseln, Tallmaran. Doch als der Schärengarten immer leerer wurde und die einst so lebendige Inselgemeinde auf ein paar Sommerhäuser zusammenschmolz, die langsam vor sich hin verwitterten, verlegten die Vinqvists den Laden kurzerhand aufs Festland. Als die Wohnsiedlung sich zu einem Tummelplatz der Reichen entwickelte, gab es keinen mehr, der das Wort